Erinnerung an Amman

Autor(en): **Stamm, Franziska**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **80 (1971)**

Heft 2

PDF erstellt am: **25.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-974488

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

eben dieser Umwelt wähnt, sondern als Treuhänderin dafür besorgt sein will, sie der nächsten Generation so zu übergeben, wie wir sie übernommen haben möchten. Um die Mitmenschen von der Dringlichkeit und Bedeutung eines zeitgemässen Umweltschutzes zu überzeugen, bedarf es weder des aufgehobenen Drohfingers noch romanhafter Schwarzmalerei. Tatsachen und vorsichtig formulierte Prognosen sowie der heute so bereitwillig gewährte Anschauungsunterricht genügen vollauf. Was denkt etwa die Jugend von ihren älteren Zeitgenossen und Vorfahren, wenn Schüler klassenweise oder Wehrmänner zugsweise darangehen, Seeufer, Wälder und Bachläufe von Büchsen, Flaschen, Autobestandteilen und vielen anderen Leitfossilien des 20. Jahrhunderts zu befreien? Auch wenn es um die Bewahrung der uns bis jetzt erhalten gebliebenen Erholungsgebiete geht, machen wir es den jungen Kritikern oft unnötig leicht, den Hebel anzusetzen. Auch sollte es nicht mehr nötig sein, dass unser Bewusstsein gegenüber Umweltproblemen durch Sensationsmeldungen in Radio und Presse in regelmässigen Abständen wachgerüttelt werden muss. War früher der Mensch gegenüber den Naturgewalten in der Defensive und musste er um sein Ueberleben kämpfen, steht der moderne Mensch nun im Begriff, die Natur vollständig zu beherrschen. Seine Rolle im kommenden Jahrhundert, das von der Technik noch viel mehr beherrscht sein wird, soll nicht die eines kühnen, raubbauenden Eroberers, sondern die eines weisen, umsichtigen Regenten sein.

So wie es das höchste Ziel des Arztes ist, Gesundheit zu erhalten und wiederzuschenken, ist es das Streben aller an der Umweltforschung beteiligten Wissenschafter, die Natur, soweit sie uns noch bewahrt geblieben ist, lebensfähig zu erhalten. Sie bedarf der Schonung: Raubbau durch Uebernutzung muss verhindert werden. Die durch Immissionen aller Art gestörten Gleichgewichte müssen durch entsprechende Korrekturen wiederhergestellt werden. Das Ziel kann aber nicht sein, das Rad der Geschichte zurückzudrehen, eine Utopie, die unseren Interessen zuwiderlaufen würde. Das Ziel muss heissen: Gesunde Menschen in einer zwar veränderten, aber in ihrem Fortbestand nicht gefährdeten Umwelt. Es ist die hohe Pflicht aller verantwortungsbewussten Menschen, dafür einzustehen, nötigenfalls dafür zu kämpfen, dass alle Menschen — ob sie nun der modernen Industriegesellschaft angehören oder in Entwicklungsländern leben — am technischen Fortschritt unserer Zeit teilhaben. Dazu braucht es nicht nur wirtschaftliches Wohlergehen, gepaart mit sozialer Gerechtigkeit, sondern auch die Erhaltung einer Umwelt, die das Leben für alle Menschen unserer Gesellschaft lebenswert macht.

Erinnerungen an Amman

Franziska Stamm

26. September 1970

Ich habe schlecht geschlafen. Die ganze Nacht träumte ich von Verwundeten, Verstümmelten, von Schiessereien und Kanonendonner. Noch sind wir in Beirut. Noch wissen wir nicht, was uns in der von Kämpfen umbrandeten Königsstadt Amman erwartet. Erst vier Tage sind vergangen, seit wir, eine neunköpfige Equipe, die vom Schweizerischen Roten Kreuz überraschend aufgeboten wurde, mit ziemlich gemischten Gefühlen von Kloten abflogen.

Flugzeugentführungen, gefangengehaltene Passagiere irgendwo in der jordanischen Wüste, der brennenden Sonne erbarmungslos ausgesetzt, Kämpfe zwischen Fedayin und Königstreuen in Amman und anderswo in Jordanien . . . manche Informationen widersprechen einander. Ein genaues Bild von der Lage zu erhalten, war unmöglich.

28. September 1970

Meine Träume vom Krieg und seinen sinnlosen Opfern kamen nicht von ungefähr. Am 26. September hiess es endlich: Weiterflug nach Amman. Wir sahen die endlose Wüste, die aus der Vogelperspektive interessant und abwechslungsreich erschien, gegen Amman zu jedoch abflachte und öde wurde. Wir sahen die Sandpiste von Serka mit drei kleinen schwarzen Punkten, die wir als das Wrack der ausgebrannten Flugzeuge deuteten. Infolge der Unruhen konnte man Amman nicht in gewohnter Weise anfliegen. Hinter einem Hügel, der die Stadt verdeckte und die nahenden Flugzeuge gegen Kanonenfeuer schützte, landeten wir in steilsinkendem Flug plötzlich auf der Piste. In der Ferne, wo man die Stadt vermuten musste, stiegen hohe Rauchschwaden gen Himmel. Unheimliche Stille herrschte auf dem nahezu unbelebten Fluglatz. Das war schlimmer als das Pfeifen von Kugeln, das Donnern von Schüssen!

Nun ist es Abend. Ein langer Tag liegt hinter uns. Ich habe das Gefühl, Wochen gelebt zu haben, dabei waren es nur Stunden! Nach langem Warten in praller Sonne — wir genossen mit etlichem Behagen die erste aus der Schweiz mitgebrachte Dose Mineralwasser — verlud man uns in Lastwagen und Jeeps. Sie alle waren deutlich mit dem roten Kreuz auf weissem Feld gekennzeichnet. Wir fuhren mitsamt unserer aus der Schweiz mitgenommenen medizinischen Ausrüstung an unseren Einsatzort: das Muasherspital.

Wir staunten nicht wenig, als wir feststellten, dass es sich um ein modernes, blitzsauberes Privatspital handelte. Zeichen des Krieges begegneten uns überall: kein Wasser, Stromausfall, aufgeregte Menschen, Spuren von Geschossen in den Zimmern und Korridoren . . . Was jedoch ausblieb,

waren die Patienten, die wir behandeln und pflegen sollten. Bald erfuhren wir den Grund dafür: Der Chefarzt des Muasherspitals hatte die Bevölkerung wissen lassen, dass sein Haus wegen der Kriegsereignisse geschlossen sei. Hatten wir unsere Materialkisten vergebens ausgepackt, vergebens den Operationssaal und die Apotheke eingerichtet? Immerhin brachte man vierundvierzig Geiseln der in Serka zurückgehaltenen TWA-Maschine ins Muasherspital, wo wir sie betreuen sollten.
Einige von uns konnten sich nützlich erweisen, indem sie abwechselnd die Spitalpforte «hüteten», ein Posten, der sich bald als äusserst wichtig und lebhaft erwies. Da die jordanische Post ebenso wie alle anderen offiziellen Stellen ihren Betrieb aufgegeben hatte, war im Radio mitgeteilt worden, das Rote Kreuz übernähme vorläufig den Versand der ins Ausland gerichteten Briefe. An unserer Pforte stapelten sich schon nach kurzer Zeit bedenkliche Postberge.

30. September 1970
Ausser einigen kleineren Wundversorgungen gibt es im Muasherspital kaum Arbeit. Wir haben daher die Erlaubnis erhalten, in einer nahegelegenen Schule unsere Tätigkeit aufzunehmen, wo eine Equipe des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz zusammen mit Hilfspersonal eines Scheichtums ein Lazarett eingerichtet hatte. Ein leeres Schulzimmer wird zum Operationssaal, ein anderes zum Dispensarium. Auch eine Apotheke stellen wir bereit. Ueber mangelnde Arbeit können wir hier nicht klagen. Wir zählen etwa vierzig Patienten. Grössere und kleinere Operationen, Wundversorgungen . . . unser Material- und Medikamentenvorrat verlangt nach Nachschub. Aus der Schweiz ist inzwischen eine Sendung im Wert von 100 000 Schweizer Franken abgegangen. Neben Medikamenten, chirurgischen Instrumenten und Narkosematerial soll auch eine Notstromgruppe dabei sein. Einige von unserer Equipe sind damit beschäftigt, Nahrungsmittel in die Stadt zu transportieren und unter die Bevölkerung zu verteilen. Dabei versuchen sie immer wieder, Verwundete aufzuspüren und zu uns ins Notspital zu bringen.

1. Oktober 1970
Die Ablösung unserer Equipe steht bevor. Ein neues Schweizer Team wird kommen. Es wird an einem anderen Ort eingesetzt werden; denn die Lage hat sich gebessert. Das Notspital in der Schule kann aufgehoben werden. Aerztliche Hilfe, pflegerische Betreuung wird jedoch noch auf lange Zeit hinaus nötig sein. Der Krieg hat nur wenige Tage gedauert, doch seine Spuren lassen sich nicht von heute auf morgen ausmerzen.

Sintflut

Denn siehe, ich will eine Sintflut mit Wasser kommen lassen auf Erden, zu verderben alles Fleisch, darin lebendiger Odem ist, unter dem Himmel.
(1. Buch Mose, Kapitel 6, Vers 7)

An die biblische Aussage vom Weltuntergang durch die Sintflut werden wir erinnert, wenn wir die Berichte über die Flutkatastrophe hören, die über Ostpakistan hereinbrach, und die grauenvollen Bilder sehen. Aber nicht nur das Judentum kennt eine Sintflutgeschichte, Ueberlieferungen anderer Völker berichten in ganz ähnlicher Weise von grosser Wassersnot und der Rettung einzelner. *Rudolf Weschinsky* nennt eine ganze Reihe von Sintflutberichten aus verschiedenen Völkern («Welt am Sonntag», 22. November 1970):

Altsibirische Stämme wissen von «einer Flut, bei der sieben Menschen, die auf einem Boot Zuflucht suchten, vom Wasser bis dicht unter den Himmel emporgehoben wurden, so dass sie nicht aufrecht stehen konnten, ohne an das Himmelsgewölbe anzustossen.» In einem chinesischen Märchen «erhob sich ein Mensch namens Kum-Kum, wolligen Leibes und rot von Haaren, der besetzte das Land am Jangtsekiang und empörte sich gegen die Göttin der Ehe, Nü-kwa. Er nannte sich Geist des Wassers und gebrauchte Zauberformeln, um eine Sintflut zu erregen». Die Zigeuner Siebenbürgens kennen aus ihrer Vorzeit einen fremden alten Mann, der, «als die Menschen noch ewig lebten und kein Leid kannten», eines Tages in einem Zigeunerzelt erschienen sei und am nächsten Morgen seinem Wirt einen Fisch übergeben habe, den dieser ihm bis zu seiner Rückkehr nach neun Tagen aufbewahren sollte. Die Frau des Zigeuners aber tötete den Fisch, worauf ein Blitz sie erschlug. Es begann sogleich zu regnen, die Flüsse stiegen aus ihren Betten und überschwemmten das ganze Land. Diese Geschichte erlebte im Laufe der Christianisierung Europas eine Fortsetzung, in der abermals von einer Art Arche Noah die Rede war:
«Da der Wirt selber seinen Schwur gehalten hatte, kam der alte Mann am neunten Tag wieder und gebot ihm, einen Kahn zu bauen, in dem er sich und seine Angehörigen retten sollte. Auch sollte er Tiere und Samen von den Bäumen und Kräutern mitnehmen, um später damit die Erde wieder mit Leben aller Art zu bevölkern. Der Mann tat so. Ein Jahr lang regnete es, man sah nur Wasser und Himmel. Als das Wasser abfloss, stieg der Zigeuner mit den Seinen und den Tieren an Land.»
Bei den Völkern der Südsee spielen die eigenen Priester die unheilvolle Rolle des Regenmachers, denn — so erzählt eine Sage der Maori auf Neuseeland — «die Menschen wollten nicht mehr an ihren alten Gott glauben, sondern verhöhnten die Priester. Diese bauten daraufhin ein Floss mit einem Hause, das Nahrungspflanzen, Hunde und einige Menschen aufnahm. Dann beteten die Priester einen